

Jeder Zoll ein Kapuziner

Die Autobiographie von P. Bernard Christen 1837-1909

Im nächsten Oktober werden es 100 Jahre sein seit dem Klostereintritt von P. Bernard Christen von Andermatt. Dieser Novize, der aus den einfachsten Verhältnissen gekommen, war ein unschätzbare Geschenk der göttlichen Vorsehung und ein bleibender Segen für Provinz und Orden. Darob Gottes Güte dankerfüllt preisend, lassen wir das Leben dieses großen Mitbruders an unserm Geiste vorüberziehen, und zwar in dem Bilde, das er selbst gezeichnet hat: in seiner Selbstbiographie.

P. Hilarin Felder, der unserm Ordensgeneral ein würdiges literarisches Denkmal gesetzt hat, nennt die Selbstbiographie das Köstlichste, das wir aus Bernards Hand besitzen. P. Hilarin hat darum dieses „Köstlichste“ für die Biographie gehörig verwertet, ja geradezu ausgebeutet. Dadurch hat er in vielen Lesern den Wunsch geweckt, die Autobiographie in ihrer Ganzheit und Fülle genießen zu können. Diesem Wunsche entgegenkommend, legen wir die folgende Veröffentlichung als Kranz der Verehrung und Dankbarkeit aufs Grab dessen, der zu Füßen Unserer Lieben Frau auf dem Wesemlin der glorreichen Auferstehung harret.

Die einfachen Zeilen, womit P. Bernard in geraden, echten, oft herben Linien sein eigenes Leben gezeichnet hat, dürfen wir mit unbedingtem Vertrauen in die Hand nehmen. Denn es ist eine grundehrliche Wahrheitsliebe, die seine Feder führt, eine Wahrheitsliebe, der Selbstlob innerlich zuwider ist, wie auch jedes Abirren von der Wahrheit, sei es durch ein Zuwenig, sei es durch ein Zuviel. Es wäre verlockend und höchst dankbar, die charakteristischen Merkmale, die, wie aus Gotthardgranit gemeißelt, Bernards geistiges Gesicht formen, aus diesen autobiographischen Notizen herauszuarbeiten. Doch das hieße einfach wiederholen, was P. Hilarin in seinem Meisterwerk, besonders in den letzten Kapiteln, in unübertrefflicher Klarheit bereits gesagt hat. Dies konstatieren zu können, beweist aber, daß Biographie und Autobiographie, daß Selbstbekenntnis und Ergebnis des Forschers sich vollständig decken, eben weil beide auf dem Boden der Wahrheit stehen.

Die Autobiographie begann P. Bernard im Jahre 1907, also zwei Jahre vor seinem Hinscheiden und im letzten Jahre seines Generalates, wo sein Lebenswerk der Vollendung entgegen ging. Warum hat der müde Greis, jetzt wo noch so viele Arbeiten, Sorgen und Anliegen den letzten Rest seiner Kräfte in Anspruch nahmen, für eine Selbstbiographie zur Feder gegriffen? Aus der ganz nüchteren und sachlichen Überlegung heraus, die er mit den ehrlichen Worten verraten hat: „Warum? ist leicht erklärlich. Ich dachte, niemand sei besser imstande, über mich Notizen zu sammeln als ich selbst. Darum, d. h. um allen Unge-

naugkeiten über mich, vielleicht auch Übertreibungen, vorzubeugen, entschloß ich mich, mich selbst zu verherrlichen!" Aus diesem offenen Geständnis leuchtet seine heiße Liebe zur Wahrheit, die edle Leidenschaft für die Ordensgeschichte, für die er stets geeifert hat. Vielleicht hoffte er auch, daß seine Autobiographie ein nicht unbedeutender Beitrag für die Ordensgeschichte sein könnte.

Die Autobiographie umfaßt 79 sorgfältig handgeschriebene Seiten (Breite 24 cm, Höhe 31 cm). „Sorgfältig handgeschrieben“, der Ausdruck bedeutet aber keineswegs, als seien diese Seiten auch schön geschrieben. Denn kaum ein Buchstabe entspricht den einfachsten Anforderungen der Schönschreibekunst. Wie oft stößt man auf Buchstaben, die sich nur mit Anstrengung entziffern und von andern unterscheiden lassen. Das sei kein Vorwurf an den hohen Schreiber, der die größte Mühe hatte, mit seinen von Gicht gequälten und gekrümmten Fingern den Kiel zu führen und zu meistern. Nichtsdestoweniger eignet sich seinen mit rabenschwarzer Tinte geschriebenen Zügen eine wohltuende Regelmäßigkeit, sowohl in der Ausführung als auch in den Abständen und in der Schreibrichtung der einzelnen Buchstaben. Und wenn der hochbetagte, vielbeschäftigte General sich die Mühe genommen hat, mit Lineal und Bleistift links und rechts jeder Seite einen genau abgemessenen Rand zu ziehen, so offenbart das eine rührende Sorgfalt, Ordnungsliebe und Exaktheit, die sich selbst auf das Kleinste erstrecken. Die selbstgezogenen Grenzen respektierte der Schreiber behutsam, und nur selten wagt er in der Not, einen Buchstaben über die Marken zu schieben.

Wir glauben dem Verfasser gern, wenn er sich entschuldigt, keine Zeit zu finden, um die rasch hingeworfenen Erinnerungen zu korrigieren und zu kopieren. Vielleicht zum Vorteil. Denn so besitzen wir den ersten Erguß, so wie er unmittelbar aus der Tiefe seiner Seele und seines Gedächtnisses frisch und hell entströmt ist. Mangel an Zeit und später die Krankheit, die dann zum Tode führte, waren auch schuld, daß P. Bernard das Begonnene nicht zu Ende führen konnte. Die zwölf vorhandenen Kapitel umfassen die Zeitspanne von der Jugend bis zur Übernahme des Generalates; dann stockt die Feder, also gerade an dem Punkte, wo das weltweite Wirken des Erneuerers seines Ordens verheißungsvoll anhebt. So stehen wir vor der Tatsache, daß oft die wichtigsten Werke und Pläne der besten Menschen als ein Torso zurückgeblieben sind und das Pauluswort bestätigen müssen, daß all unser Tun Stückwerk ist.

Doch auch für dieses „Stückwerk“ sind wir dankbar, und jeder besinnliche Leser wird den Lebenshauch, der in diesen Blättern weht, verspüren, den Lebenshauch eines großen Mannes und eines echtsten Kapuziners.

Wir begleiten den Text, den wir möglichst genau wiedergeben, mit den nötigen Sacherklärungen. Den Stil aber, der in seiner Einfachheit, Kraft und Geradheit so machtvoll wirkt und die Seele des Schreibenden treu

widerspiegelt, tasten wir mit keinem Finger an. Nur gestatten wir uns, die Rechtschreibung den heute geltenden Regeln anzupassen. Die eckigen Klammern enthalten Erklärungen oder Ergänzungen des Herausgebers. Abkürzungen, die in den Fußnoten verwendet werden, sind auf dem Deckblatt vermerkt.

Die Urschrift der Selbstbiographie darf das Provinzarchiv Wesemlin als einen kostbaren Edelstein hüten. Nun möge der Bergkristall, dem dunklen Schacht des Archivs enthoben, mit frohem, ungetrübtem Glanze hineinstrahlen in jede Zelle, wo immer sich ein Auge seinem Leuchten öffnet und hingibt.

I. Meine Herkunft

Meine Wiege stand in Andermatt, Kt. Uri, Schweiz, in einem kleinen, kleinen Häuschen,¹ in welchem Liebe, Friede und Einigkeit herrschten, und in dem der Segen Gottes nie fehlte. Mein Vater, Sebastian Christen (geboren 20. Januar 1807, gestorben 12. November 1899) war Kleinbauer und Schuster.² Im Winter wurde nebst der Besorgung des kleinen Viehstandes geschustert und im Sommer ausschließlich gebauert. Mit diesen biedern kleinen Erwerbszweigen mußte „Baschi“³ eine zahlreiche Familie ernähren, kleiden und erziehen.

Meine Mutter, Josepha Danioth (geboren 11. November 1811, gestorben 26. Hornung 1897) hatte frühzeitig ihre Eltern verloren.⁴

Glücklicherweise kam sie als Waise in gute verwandte Hände, in denen sie verblieb, bis sie sich am 9. Mai 1833 mit Sebastian verehelichte.

Ich wurde am 23. Juli 1837 geboren⁵ und erhielt in der heiligen Taufe den Namen Eduard. Zwei Zwillingbrüder und ein Schwesterchen gingen meiner Geburt voran, die alle drei den Engelchören zueilten.⁶ 9 andere

¹ Das schlichte Vaterhaus steht noch, mit einer Gedenktafel an P. B. versehen.

² Siehe Ahnentafel, bearbeitet von J. P. Zwicky von Gauen in Archiv für schweizerische Familienkunde 2 (1947) 224. Darin werden die Ahnen des P. Bernard Christen bis zu den Urugroßeltern zurückverfolgt. — Christen, ursprünglich Christan, ist ein altes Magistratengeschlecht aus dem Ursern. Im Jahre 1920 lebten aus diesem Gechlechte 288, von denen 239 Bürger von Ursern, und 49 Bürger von Altdorf waren. Kapuziner mit dem Familiennamen Christen kennt unsere Provinz 15 Patres und 1 Bruder. Arch. O 105, 70.

³ Abkürzung für Sebastian, den Taufnamen des Vaters von P. B.

⁴ Der Vater Josef Anton Julius Danioth, Landwirt, starb 31. August 1815, und die Mutter geb. Rosa Katharina Danioth starb 19. November 1817. Somit war die Tochter Josefa (geb. 11. November 1811) mit 6 Jahren Vollwaise. Zwicky, l. c. p. 224.

⁵ Merkwürdig und fast unglaublich, daß das Geburtsdatum, das P. B. hier nennt, mit den amtlichen Angaben nicht übereinstimmt. Sowohl Taufbuch als auch der Taufschein das Protocollum majus und die Provinzkataloge nennen den 24. Juli 1837 als den Geburtstag. P. H. II. 3 s. P. H. p. 5, Anm. 2.

⁶ Diese drei Geschwister, die als Kinder starben, waren die Zwillinge Johann Anton und Josefa Maria, geboren und gestorben am 3. Oktober 1825 und Katharina Elisabeth, geboren 9. Oktober 1835, gestorben 30. September 1838.

Geschwister folgten mir nach.⁷ Ich war somit nicht der erstgeborene, aber doch der älteste meiner am Leben gebliebenen Geschwister. Im Augenblicke, da ich das schreibe (29. Januar 1907),⁸ sind wir noch unser fünf: 4 Brüder und 1 Schwester.⁹

Unsere Familie war eine glückliche Familie. Wir lebten in sehr bescheidenen Verhältnissen, Not und Armut haben uns aber niemals gedrückt. Unsere arbeitsamen, genügsamen und gottesfürchtigen Eltern wußten uns Kindern immer das Notwendige zu verschaffen. Was uns glücklich machte, das war die große, opferwillige, opferfreudige Liebe der Eltern zu den Kindern, die dankbarste Anerkennung dieser Liebe und Opfer der Eltern von Seite der Kinder und die ungetrübteste Harmonie, die immer herrschte und bis auf den heutigen Tag herrscht, unter uns Geschwistern. Ein besseres häusliches Verhältnis, als das unsrige war, läßt sich kaum denken.

Zur Ehre meiner Familie kann ich auch sagen, daß keines der vielen Kinder den lieben Eltern Kummer verursacht oder Unehre gemacht habe.

Mein Vater, der bescheidene Schuster, der seiner Zeit ziemlich gut schrieb und an den langen Winterabenden viel gelesen hatte, brachte es, eben weil er brav war, bis zum Talrichter. Da erinnere ich mich, wie er einem Herrn, der ihn mit goldenen, wenigstens mit silbernen Versprechungen in einem Prozesse für sich gewinnen wollte, mit Unwillen die Türe wies. Der gute Vater blieb über diese unwürdige Zumutung den ganzen Tag über ungehalten und mißstimmt.

Meine weiteste Jugenderinnerung geht zurück an die Beerdigung eines Kaplans von Hospenthal¹⁰ in der Pfarrkirche von Andermatt. Der Priester im Sarge und Grabe, angetan mit den priesterlichen Paramenten, schwebt mir jetzt noch vor den Augen. Der Vater führte mich an das Grab dieses Priesters;¹¹ ich werde wohl kaum mehr als drei Jahre gezählt haben.

⁷ Die neun nachgeborenen Geschwister heißen: Katharina (1839—1841), Josefa Rosa (1839—1928), Alexander (1844—1928), Josef Maria (1845—1889), Karolina (geboren und gestorben 1848), Karolina (1849—1904), Karl (1851—1924) und Kaspar Josef Eduard (1851—1940).

⁸ P. B. schrieb somit diese Zeilen beiläufig zwei Jahre vor seinem Tod und in seinen letzten Jahren in Rom, die er als General seines Ordens zubrachte.

⁹ Es waren die Geschwister Josefa Rosa gest. 1928, Alexander gest. 1928, Karl gest. 1924 und Kaspar Josef Eduard gest. 1940. Der einzige in Andermatt überlebende Stamm ist derjenige von Karl. Wenn oben P. B. noch vier Brüder nennt, so zählt er sich selbst auch mit. P. H. p. 9.

¹⁰ Hospenthal gehörte damals, wie Realp, als Filiale zur Talpfarre Andermatt (Ursern) und wird von Weltpriestern pastoriert. Die endgültige Abkürzung und Erhebung zur Pfarrei Hospenthal erfolgte erst 1886 unter Kaplan Peter Furrer, der dann noch 18 Jahre als Pfarrer wirkte. Bistum Chur 2 (1942) 91.

¹¹ Es handelt sich um H. H. Kaspar Stachel von Schübelbach, Kt. Schwyz, 1834 als Kaplan von Hospenthal gewählt, geb. 1808, gest. 1842. Urner Staatskalender 1842—43.

II. Die ersten zwölf Lebensjahre

[1837 bis 1849]

Wie mir meine liebe Mutter später erzählte, war ich als Kind ein wenig schwächlich, so daß sie um mein Aufkommen fürchtete. Es muß das gewesen sein, als ich noch ganz jung und klein war, denn ich erinnere mich weder an Schwäche noch an Kränklichkeit in meinen Kinderjahren.

Mit noch nicht erfülltem sechsten Jahre wurde ich in die sogenannte Sommerschule¹² geschickt. Wir waren einige wenige Knaben und Mädchen, mit denen die Eltern zu Hause während der Sommerzeit nichts anzufangen wußten. Unser Lehrer war Herr Kolumban Russi,¹³ ein Muster von Lehrer, den ich jetzt noch achte, ehre und liebe und jedesmal besuchte, wenn ich nach Hause ging. Herr Kolumban lebte hundert und ein Jahr. Wir lernten syllabieren, buchstabieren, ein wenig lesen, Buchstaben auf Schiefertafeln kritzen (und so weiter). Auch in Religionsunterricht wurde gemacht.¹⁴ Da erinnere ich mich aus jenen Religionsstunden an folgendes:

Es handelte sich um die Allgegenwart Gottes. Herr Kolumban erklärte und sagte uns, daß Gott überall gegenwärtig sei: zu Hause, in der Kirche, in der Schule und so weiter, und machte dann die für uns nützlichen praktischen Anwendungen. Einer kaum fünfjährigen Philosophin wollte das wenig einleuchten. Das kann nicht sein, meinte das lebhaftes Mädchen, oder dann muß der liebe Gott „zerstückelt“ sein. Anders konnte es sich den lieben Gott nicht allgegenwärtig denken. Wie der Herr Lehrer die Objektion löste, weiß ich nicht mehr.

Im Herbst des gleichen Jahres (1843) begann der regelmäßige Schulbesuch. Drei Jahre brachte ich bei dem gleichen Lehrer Kolumban Russi zu. Die Lehrmethode des Herrn Russi würde in den heutigen Lehrerseminarien kaum mehr Anwendung finden; und dennoch lernten wir gut bei ihm. Jeder Buchstabe, jede Zahl hatte ihr Geschichtchen, ihre Biographie; und diese wußte der Herr Lehrer mit solcher Genauigkeit und Lebhaftigkeit zu erzählen, daß wir Kinder, wie man zu sagen pflegt, eigentlich an seinem Munde hingen.

¹² Es war eine Art Vorkurs oder Kindergarten. Jetzt versteht man unter Sommerschule jene, die während den Sommermonaten gehalten wird und nur für die untern vier Klassen obligatorisch ist.

¹³ Die Grabinschrift dieses edlen Schulmannes lautet: „Hier ruht in Gott Kolumban Russi, Gerichtspräsident, gestorben den 8. März 1907, im Alter von 102 Jahren. Leistete der Gemeinde Andermatt Dienste 76 Jahre als Organist und 71 Jahre als Lehrer. R. I. P.“ Er war geboren am 19. Februar 1806.

¹⁴ Der Satz ist unvollständig; vielleicht zu ergänzen: wurde es auch so gemacht.

Mit dem Schulunterrichte ging auch der Unterricht und die Erziehung in Familie und Kirche Hand in Hand. In der Familie stand man nie auf und begab man sich nie zur Ruhe ohne Gebet und den Segen der Eltern. Ebenso wurde gebetet vor und nach dem Essen. Der Abendrosenkrantz unterblieb selten, nur hie und da im Sommer, wenn die Familie abends spät und müde zusammenkam. Bekanntlich schläft man beim Abendrosenkrantz gerne ein. Gegen dieses Einschlafen erfand der Vater ein sehr wirksames Mittel. Gewöhnlich betete er selbst den Rosenkrantz vor; zeigte sich eines von uns Kindern schon vor dem Rosenkrantz schläfrig, dann mußte dieses, in der Stube auf- und abgehend, vorbeten; zeigte ein anderes während des Rosenkrantzes sich schläfrig, mußte dieses dem Vorbetenden Gesellschaft leisten. Die langen Winterabende wurden verkürzt durch Vorlesung aus Heiligenlegenden und andern teils erbauenden, teils unterhaltenden Schriften, wie z. B. die von Christoph Schmid.²⁰ Von Zeitungen wußte man nichts. Der Goffine²¹ diente als Sonntagslektüre. Nach der Lesung wurde über das Gelesene manchmal disputiert; Meinungsverschiedenheiten entschied der Vater.

An den Sonn- und Feiertagen wurde geruht und von allen Familiengliedern der vor- und nachmittägige Gottesdienst besucht. Dazu kam im Sommer gewöhnlich noch ein Besuch der über dem Dorfe schön gelegenen Maria Hilf Kapelle.²² Wenigstens ein Mal im Monate, und bei einfallenden Festtagen noch öfter, besuchten die Eltern die hhl. Sakramente; und wir schulpflichtigen Kinder so oft, als es vom Pfarrer²³ verordnet wurde.

In der Schule behauptete der Religionsunterricht die Hauptstelle; die Predigt und der nachmittägige katechetische Unterricht fielen an den Festtagen selten aus. — An religiösem Unterrichte fehlte es mir somit nicht.

(Fortsetzung folgt)

P. Beda

²⁰ Christoph Schmid (1768—1854) war damals der berühmteste Jugendschriftsteller, dessen Erzählungen weiteste Verbreitung fanden und großen Nutzen stifteten.

²¹ Goffine Leonhard, O. Praem. (1648—1719), religiöser Volksschriftsteller, dessen Hauptwerk, die „Handpostille“, eine in Fragen und Antworten dargebotene Erklärung der sonntäglichen Episteln und Evangelien, unzählige Auflagen erlebte und in Tausende von Familien Eingang fand.

²² Diese reizvolle Barockkapelle, etwa eine Viertelstunde von der Pfarrkirche entfernt, wurde 1723 erbaut; 1740 wurde an der Stelle der ersten Kapelle eine größere erstellt und dem Titel Maria Hilf geweiht. Darin wird das Gnadenbild der lieben Gottesmutter vom Volke hochverehrt und besonders in den Zeiten der Not und der Lawinengefahr angerufen. P. Leopold p. 26—32; Bistum Chur 2. Bd. (1942) 91.

²³ Pfarrer war damals P. Michael Angelus Koller von Bremgarten (Aargau), geboren 1799, eingekleidet 1816, Pfarrer in Andermatt von 1829 bis zu seinem Tod. Er starb 1856, tiefbetrauert von seinem Volke, dem er in bösen Tagen ein treuer Freund und großer Helfer war. Somit fiel die ganze Jugendzeit von P. B. in die Amtsperiode dieses ganz vorzüglichen Seelsorgers. P. Leopold p. 36—48; Pr. m. I. p. 278; Schw. K. Z. 1856, 69.